



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Politische Rückblicke und Ausblicke. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Politische Rückblicke und Ausblicke.

1.



ie Jahreszeit, in der auf politischem Gebiete Windstille bei uns zu herrschen pflegt, geht in diesen Wochen zu Ende. Bald werden die Wahlen ihre Wellen werfen und allerlei parlamentarische Stürme und Gewitter toben. Eine neue Periode wird von ihnen eingeleitet werden, wie der Sommer und der Winter von den atmosphärischen Vorgängen der Aequinoctien. Da ist es nützlich, wieder einmal Rundschau und Vorschau zu halten, damit wir Bescheid wissen, wie es draußen vor dem Hause und wie es drinnen in diesem Augenblicke steht und sich anläßt.

Wenn in politischen Betrachtungen von draußen die Rede ist, so richten sich bei uns in Deutschland die Gedanken unwillkürlich nach Westen, und hier sind in der That in den letzten Wochen bedeutsame Ereignisse zu verzeichnen gewesen. Ueber das wichtigste derselben, die Erneuerung der Volksvertretung, haben wir bereits berichtet, aber es scheint bei der Bedeutung des Ergebnisses geboten, jetzt, wo die Stichwahlen vollzogen sind und das Gesamtergebnis klar zu übersehen ist, nochmals mit einigen Worten auf den Gegenstand zurückzukommen. Die Wahlen stellen sich jetzt noch deutlicher als ein entschiedener Sieg der französischen Republikaner über die monarchischen Parteien dar. Während in der letzten Kammer 387 Republikaner und 142 Monarchisten saßen, werden in der neuen von jenen 457, von diesen nur 90 sitzen, die sich der Zahl nach gleichmäßig auf die Royalisten und die Bonapartisten vertheilen. Paris hat zum erstenmale ausschließlich republikanischen Candidaten durch seine Stimme zu einem Mandate verholfen. Mit dem Bonapartismus geht es

zu Ende, ein paar Jahre noch, und er wird nicht mehr mitzählen. Das sieht wie eine gewagte Prophezeiung aus, denn die Legitimisten haben ein halbes Jahrhundert fortgelebt, ohne die Süßigkeit des Machtbesitzes zu kosten, ja, abgesehen von der kurzen für sie einigermaßen lichten Periode von 1872 und 1873, ohne von bestimmter Hoffnung bei Kräften erhalten zu werden. Dennoch war ihr Leben nur ein Vegetiren, ein Träumen von Romantikern, die in ihren halbreligiösen Illusionen nur einer Diät von Lilienalat bedurften, zu dem ihr verbannter Roy sein Salböl gespendet hatte. Mit den Bonapartisten verhält sich anders. Auch sie hatten zwar ihre Tradition, ihre Legende und ihre Gefühle. Aber sie lebten, namentlich als Sedan der Wirkung dieser Legende und des an sie sich knüpfenden Aberglaubens ein Ende gemacht hatte, von soliderer Kost, von der Erinnerung an das materielle Gedeihen, welches das zweite Kaiserreich über das Volk im ganzen ausgegossen, und an die reichen Gaben, mit dem es getreue Anhänger höhern Ranges verschwenderisch bedacht hatte. Seit 1870 ist ihre Partei von der immer wiederkehrenden Hoffnung zusammengehalten worden, die Republik werde sich in Anarchie auflösen und Frankreich dann wieder nach einem Napoleon als Wiederhersteller der Ordnung und Retter der Gesellschaft vor den Nothen verlangen. In allen diesen Vorstellungen überwogen reelle Vortheile das Gefühl, und jetzt, wo die Hoffnung auf solche fast auf den Nullpunkt gesunken ist, wo die Ausschüttung der Wahlurnen gezeigt hat, daß von einem Plebisit, der einzigen Quelle eines gesetzmäßigen Imperialismus, vor der Hand und wohl auch in Zukunft nichts zu erwarten ist, wird der kleine Rest einer Partei, die einst die große Mehrheit der Bevölkerung Frankreichs einschloß, über kurz oder lang begreifen müssen, daß es sich empfiehlt, andre Wege einzuschlagen als die bisherigen. Einige, wie Cassagnac, werden dann Conservative mit klerikaler Färbung werden, andre sich der von den letzten Volksabstimmungen sanctionirten Republik anschließen.

Nun sind zwar die Republikaner aus dem Wahlkampfe mit einer gewaltigen Majorität hervorgegangen, die keine Vereinigung der Opposition auf der äußersten Rechten mit der auf der äußersten Linken zu fürchten hat. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß Gambetta, der gegebne oberste Führer der Partei, einigermaßen an Boden verloren hat. Der Ausfall der Wahlen in Belleville, wo der eine Wahlkörper ihn nur mit geringer Majorität wählte, der andre sich für einen Intransigenten entschied, hat ihn in das Lager der Gemäßigten getrieben, und damit ist ihm die Stellung verloren gegangen, die er bis vor kurzem inne hatte. In vielen von seinen Ansichten conservativ, dem Socialismus feindlich gesinnt, und doch mit seinem gewandten Laviren auch bei den Radicalen angesehen und beliebt, erfreute er sich einer gewissen Herrschaft auch über die rothen Demokraten jenes „vorgerittensten“ Stadttheils von Paris. Auf Grund dessen hoffte er aller Wahrscheinlichkeit nach Minister zu werden und doch in gewissem Maße Demagog bleiben, Regierender, Gewalthaber und zugleich Volksführer

sein zu können. Seine Niederlage in Belleville hat ihm diesen doppelten Vortheil entzogen. Er wird nunmehr genöthigt sein, sich mehr der maßvollern Fraction der republikanischen Partei zuzuneigen, und jede Kundgebung in dieser Richtung wird den Haß, den die Intransigenten gegen ihn hegen, erheblich mehr entflammen.

Für Frankreich wird das sich als entschiedner Gewinn erweisen. Die Partei, welche in Belleville siegte, will eine schlechte Nachahmung der Zustände von 1793, Gambettas Platz dagegen ist auf dem Ministerstuhl einer Republik, welche Ordnung und Eigenthum nicht bedroht, sondern schützt. Es wurde angenommen, daß er eines Tages jenen Schweif von Radicalen sich abschneiden werde. Rochefort und andre Wortführer der modernen Jakobiner haben ihm diese Operation erspart. Der Schweif ist von selbst abgefallen.

Noch beachtenswerther ist die Wirkung der Wahlen im allgemeinen auf Gambettas persönliche Stellung. Als die Deputirtenkammer auf sein Andringen den Gesetzentwurf annahm, der das Listenscrutinium einführte, hatte der Einfluß des Dictators einen sehr hohen Grad erreicht. Gegen die Abneigung Grévy's und der Hälfte seines Cabinets und gegen die Ueberzeugung nicht weniger stammer Republikaner setzte er eine Maßregel durch, welche bestimmt war, die bevorstehenden Wahlen in seine Hand zu legen. Er ging dann nach seiner Vaterstadt Cahors, wurde fast mit fürstlichen Ehren empfangen und sprach wie ein Monarch, wobei er über den Senat seine Gönnerhand hielt und augenscheinlich die Conservativen in Frankreich zu gewinnen trachtete. Aber der Senat ließ sich dadurch nicht zu Zugeständnissen verleiten, er verwarf das Listenscrutinium, und der Jubel vieler Republikaner über dieses Verfahren verrieth, daß Gambettas Triumphzug in der Provinz das erweckt hatte, was in allen Demokratien eine starke Kraft ist, ja einen Grundcharakterzug derselben bildet, Neid und Eifersucht auf persönliche Gewalt. Das bestätigte sich dann bei den Wahlen. Gambetta selbst ist nicht, wie erwartet wurde, zwei oder drei duzendmal gewählt worden, und mehr als eine Wählerschaft hat persönliche Freunde desselben durchfallen lassen, während früher seine Empfehlung fast in ganz Frankreich ausschlaggebend war. Kurz, es hat sich ergeben, daß die Franzosen dem System, wo ein Mann gebietet, nicht mehr so vertrauen, wie es bisher schien, und nicht geneigt sind, sich die verhüllte oder unverhüllte Dictatur eines Parteiführers, sei er geistig auch noch so bedeutend, gefallen zu lassen. Gambetta hat diese Umänderung der Stimmung gemerkt und in den Reden, die er in den letzten Tagen hielt, mittelbar anerkannt, er lehnte bei diesen Gelegenheiten alle Absichten auf individuelle Geltung und Bedeutung von sich ab. Das Resultat der Wahlen ist also, daß die Republik durch dieselben gestärkt, Gambettas persönliche Macht dagegen vermindert worden ist. Dennoch bleibt er der erste und oberste Mann in der durch die Wahlen wesentlich vermehrten Majorität der Deputirtenkammer und deshalb deren unvermeidlicher Leiter. Mag das ruhig

abwartende Verhalten Grévy's Politik oder nur Folge seines Temperaments sein, es ist offenbar erfolgreich gewesen. Es sah einmal aus, als werde Gambetta ihm über den Kopf wachsen, jetzt wird der Präsident ihm einfach als der hervorragendsten parlamentarischen Capacität die Stelle des Premiers in seinem Cabinet gewähren.

Die persönliche Gewalt hat den Franzosen in der Vergangenheit viel geschadet, und so ist es eine erfreuliche Beobachtung, wenn sie jetzt mehr auf Institutionen als auf Individuen Vertrauen zu setzen scheinen. Wie weit dieser Wechsel der Anschauungen und Tendenzen in die Zukunft reichen wird, läßt sich vor der Hand noch nicht errathen. Wäre Gambetta mit unvermindertem Ansehen wieder zur Gewalt gelangt, wäre er Lenker, Beherrscher seiner Partei geblieben, so hätte man vermuthlich die Tage von Tours wiederkehren sehen, wo er als der „wahnsinnige Thor“ den Widerstand bis zum äußersten betrieb; jetzt, als Diener seiner Partei, wird er wenigstens für die nächste Zeit schwerlich noch den Gedanken einer glänzenden Revanche verkörpern, zumal da sich auch auswärts die Aussichten eines solchen Unternehmens in den letzten Monaten ganz erheblich vermindert haben. Die Lage der Dinge in Algier und Tunis, wo sich bereits fast ein Sechstel der Friedensarmee Frankreichs befindet und die örtlichen Behörden dringend Nachschub verlangen, läßt, obwohl sie nicht ganz so düster sein mag, als die Zeitungen schreiben, alle Rachegefühle Deutschland gegenüber vertagen. England ist durch das Scheitern des Handelsvertrags tief verstimmt. In Italien hat man durch den tunesischen Feldzug und das erzwungene Protectorat über Tunis die öffentliche Meinung gegen sich aufgeregt und Neigung zum Anschluß an das österreichisch-deutsche Bündniß hervorgerufen. Was jetzt in Danzig vorgeht, ist auch nicht geeignet, zu einem Kriege Frankreichs mit dem östlichen Nachbar zu ermutigen, der seinerzeit nicht entfernt an Erneuerung des Kampfes denkt, vielmehr gern bereit wäre, einem Frankreich, das mit endgiltigem aufrichtigen Verzicht auf das verlorne und Deutschland zu seiner Sicherheit unbedingt nothwendige die Hand zur Aussöhnung böte, in dem sich allem Anscheine nach allmählich bildenden großen Friedensbunde der Völker des Continents die ihm gebührende ehrenvolle Stelle einzuräumen.

Blicken wir ferner nach England hinüber. Dort brachte die vorlezte Woche den Schluß der zweiten Session des zehnten Parlaments der Königin Victoria, einer Session, die zu den längsten, unruhigsten und, wenn wir von der irischen Landbill absehen, unfruchtbarsten Gesetzgebungs-Perioden der Gegenwart zählt, und aus deren Vorgängen unsre Liberalen mancherlei Nützliches lernen könnten, z. B. was Redefreiheit bei der britischen Volkvertretung bedeutet. Seit dem 6. Januar, also acht Monate hindurch, wüthete im Unterhause ein fast ununterbrochener erbitterter Kampf zwischen der Ministerbank und der Gruppe der irischen Mitglieder zur Linken des Sprechers. Die letztere trat gleich zu Anfange bis an die Zähne geharnischt auf, und hauptsächlich auf sie ist es zurückzuführen,

wenn die Antwortsadresse auf die Thronrede eine neuntägige Reihenfolge der heftigsten Debatten erforderte. Auch später thaten die Irländer ihr äußerstes, Beschlüsse zu verzögern und womöglich zu vereiteln. Die Conservativen unterstützten die liberale Regierung ehrlich bei ihren etwas schwächlichen Bemühungen, die Ordnung aufrecht zu erhalten und Irland durch eine außerordentlich wohlwollende und großmüthige Landbill im Interesse der Pächter zufriedenzustellen. Ein Mitglied des Unterhauses, Dillon, wurde, nachdem er allerlei landesverrätherische Ansichten im Hause selbst geäußert, wegen Aufreizung zu Verbrechen außerhalb desselben ins Gefängniß gebracht. Bald darauf mußte ein andres Mitglied, Biggar, wegen Ungebühr ausgestoßen werden. Im Februar widersezten sich die Anhänger des Agitators Parnell der Einbringung der irischen Zwangsbill so hartnäckig durch unaufhörliches Reden und Antragstellen, daß nach einundvierzigstündiger ununterbrochener Debatte der Sprecher sich gezwungen sah, auf seine eigne Autorität hin, also mit einer Art Staatsstreich, der Hemmung ein Ende zu machen. Am nächsten Tage wurden Parnell und seine Partei, im ganzen fünfunddreißig Deputirte, für die Dauer der Sitzung aus dem Hause verwiesen. Die Aufregung über die „dahinsterbenden Freiheiten des Parlaments“ war ungeheuer. Trotzdem wurde die Zwangsbill eingebracht und in kurzer Zeit Gesetz. Die Irländer, auf jene massive Art von der Mehrheit niedergedämpft, wagten eine Zeit lang kaum mehr den Mund aufzuthun.

Im weitem Verlaufe der Session wurden im Unterhause über zweihundert Gesekentwürfe eingebracht, aber nur sehr wenige und, mit Ausnahme der Irland betreffenden, nicht die wichtigsten fanden Erledigung. Inzwischen wurde wieder ein Mitglied des Hauses, der Atheist Bradlaugh, der durchaus eingeschworen sein wollte, obwohl er an keinen Gott zu glauben erklärte, mit Gewalt aus der Mitte der Volksvertreter entfernt, wobei es zu einem sehr häßlichen Auftritte kam.

Die Rede, mit welcher Gladstone am 8. April die irische Landbill empfahl, war eine höchst achtbare oratorische Leistung. Die Bill fand vielfache Opposition sowohl von seiten der Conservativen, die darin zu viel, als von seiten der Irländer, welche zu wenig zugestanden sahen. Auch hierbei legten mehrere von den letztern eine fast unglauubliche Dreistigkeit und Ungeschliffenheit an den Tag, unter der auch der Premierminister wiederholt zu leiden hatte, sodaß ein großes englisches Blatt sich vernehmen ließ: „Wenn in der nächsten Session des Parlaments nichts zur Besserung dieses Uebelstandes geschieht, so wird die alte höfliche Form der Debatte für einige Zeit ganz hinweggefegt werden und die Manieren des Unterhauses werden unter das Niveau derer sinken, die bei den Erörterungen von Gesellschaften üblich sind, welche in ordinären Schenken sich versammeln.“ Das Oberhaus übte strengere Kritik an dem Gesekentwurfe der Regierung. Obwohl es damit sich nur seines guten Rechts bediente, und die Landbill bei näherer Betrachtung erheblich verbessert aus ihm hervorging,

wurde es ihm doch vielfach sehr verdacht, daß es eine eigne Meinung beansprucht und geltend gemacht hatte, und es fehlte nicht an Versuchen, einen Conflict zwischen den Lords und den Gemeinen zu Wege zu bringen, der indeß durch Nachgiebigkeit auf beiden Seiten verhütet wurde.

Die Thronrede, mit welcher die Session am vorletzten Sonnabend geschlossen wurde, spiegelte recht deutlich die Befürchtungen und die Hoffnungen ab, die in den Kreisen der Regierung augenblicklich herrschen. Die sorgfältig abgewogenen Sätze dieses Documents drücken wenig Befriedigung mit der Vergangenheit und ebensowenig zuversichtliches Vertrauen auf die Zukunft aus. Es geht durch sie ein Ton nur mäßiger Hoffnung. Man hatte sich nicht zu rühmen, aber auch nicht gerade zu verzweifeln. Die Erfolge des Cabinets im Innern wie nach außen hin ließen viel zu wünschen übrig, indeß war hier und dort doch etwas erreicht worden, was vielleicht Frucht zu tragen versprach. In der Levante, in Afghanistan, in Tunis und Transvaal hatte die Gladstonesche Politik entweder Niederlagen erlitten oder nur solche Ergebnisse aufzuweisen, die im Vergleiche mit den großen Vorsätzen und Anläufen mager erschienen. Der Handelsvertrag mit Frankreich war gescheitert, und in England erhoben sich zahlreiche Stimmen gegen die ganze bisher für alleinseligmachend betrachtete Theorie der Freihändler. Die Gesetzgebung hatte nur mit der irischen Landacte einen Fortschritt gemacht. Aber auch in Betreff dieser großen Maßregel begnügte sich die Königin mit dem Ausdruck lebhafter Hoffnung, daß „das neue Gesetz wohlthätige Wirkung äußern werde, welche der Mühe, die auf sein Zustandekommen verwendet worden, entspreche.“ Diese Sprache ist ebenso vorsichtig gehalten, wie die Hinweisung auf die der Regierung vom Parlamente gewährten exceptionellen Vollmachten zur Unterdrückung von Unordnungen und Verbrechen in Irland — Vollmachten, deren man sich „mit Wachsamkeit und Festigkeit, aber auch mit Berücksichtigung der Unterschiede“ bedient hat, und von denen Ihre Majestät hofft, man werde von ihnen absehen können, wenn der Zustand Irlands sich gebessert habe. Die Landacte ist der einzige legislative Gewinn der langwierigen Session, sie verschlang zu Ungunsten aller andern auf der Tagesordnung stehenden Gegenstände Zeit, Geduld, Geld und Interesse des Volks. Vielleicht seit fünfzig Jahren ist es nicht geschehen, daß eine königliche Rede so starkes Bedauern darüber ausdrückte, daß so wenig gethan worden, „um dem Lande Gesetze angemessen seinen wachsenden Bedürfnissen zu schaffen, trotzdem daß man sich in einem Maße ohne gleichen angestrengt.“ Das ganze Reich hat unter den gesteigerten Ansprüchen der Irländer gelitten, und wenn die Thronrede von „weitgehenden Wünschen mit höchst ungewissen Ausgängen“ spricht, so klingt das fast wie dürftige Leistung nach sanguinischen Versprechungen. Jeder Regierung würde ein solches Bekenntniß peinlich sein, aber für eine solche, die neu an ihre Arbeit geht, sich in großem Maße des öffentlichen Vertrauens erfreut und im Unterhause über eine überwältigende Majorität unbedingter und

fechter Anhänger gebietet, schließt es ein Gefühl der Demüthigung ein, zu welchem man ihr durchaus nicht Glück wünschen kann.

Die Aeußerungen der Thronrede, welche die äußere Politik betreffen, scheinen den Zweck einer Entwaffnung der Kritik zu haben. Sie bequemen sich sichtlich dem Geschmack jeder Partei an: der Quäker mit dem Olivenzweige wie der Anhänger einer streitbaren Politik, der britische Patriot wie der Kosmopolit kann etwas für seinen Gaumen darin finden. Die Beziehungen zu allen Mächten sind die einer herzlichen Freundschaft. Frankreich hat hinsichtlich der tunesischen Affaire befriedigende Versicherungen ertheilt, und England hat durch den Wunsch, den Handelsvertrag mit ihm zu erneuern, den Werth erkennen lassen, den es auf seine Freundschaft legt. Rußland erfährt, daß Gladstone nicht die Absicht hat, in Afghanistan zu interveniren, und keine Befürchtungen wegen Indiens hegt. Den Boers wird versichert, daß man ihnen traut und daß man ihnen wegen des Vergangnen nicht grollt; daß sie unter der Suzeränität der Königin stehen sollen, bleibt verschwiegen. Die Afghanen werden benachrichtigt, daß England, wenn sie des Bürgerkriegs müde und überdrüssig sind, ihnen zur Wiederherstellung des Friedens seine guten Dienste anbieten will.

Das klingt alles recht schön, aber besteht man sich näher, so wird man den optimistischen Ton dieses Theils der Thronrede nicht recht am Orte finden. Man kann zugeben, daß die Bestimmungen des Berliner Tractats soweit ausgeführt worden sind, daß keine Ausichten auf ein baldiges Wiederaufbrechen der orientalischen Wunde in gefährlicher Weise zu befürchten steht. Man wird ferner mit Herrn Gladstone der Meinung sein können, daß die nordafrikanische Angelegenheit in ihrem nächsten Entwicklungsstadium niemand in Anspruch nehmen wird als Frankreich und einige herumischweifende Araberstämme, daß sie also weder englische, noch italienische, noch türkische Interessen berühren wird. Man kann endlich annehmen, daß künftig auf der Balkanhalbinsel eine Weile Ruhe herrschen wird, daß die Griechen ihre neuen Staatsangehörigen in Thessalien und Südepirus gut behandeln und ihre weitem Ansprüche auf türkisches Gebiet für geraume Zeit vertagen werden, und daß dem Vordringen des russischen Ehrgeizes gegen Konstantinopel auf Jahrzehnte hin Halt geboten ist. Aber es würde schweren Bedenken unterliegen, wenn man mit Herrn Gladstone hoffen wollte, das Uebereinkommen mit den Boers werde „Stabilität“ in die Angelegenheiten Südafrikas bringen, und die nordwestliche Grenze Britisch-Indiens sei durch die Preisgebung Kandahars gesichert worden. Lord Hartington muß wissen, daß eine öffentliche Erklärung Englands, man werde sich der Einmischung in die Streitigkeiten der Afghanenfürsten enthalten, einer Ernüthigung der Russen gleichkommt, sich ihrerseits einzumischen.

Was die innern Fragen betrifft, so könnte sich England über die Magerkeit der Leistungen seines Parlaments in der letzten Session hinwegsetzen, wenn es sicher wäre, daß die irische Landacte, die Hauptleistung desselben, ihren

Zweck erfüllen werde. Es bedarf aber eines sehr starken Glaubens, um das zu hoffen. Gewiß giebt es zahlreiche Leute in Irland, die mit diesem Gesetze zufrieden sind und einen Versuch damit gemacht sehen wollen, aber sie schweigen, während die Gegner desselben sich so laut und rührig wie nur möglich vernehmen lassen. Parnell und die Land-League sind nicht nur unzufrieden mit der Maßregel, sondern zeigen sich jetzt sogar feindseliger gegen die Minister als früher und bewerfen sie mit aller erdenklichen Schimpferei und Bedrohung. Parnell erklärte vor kurzem in einer Volksversammlung, wie ein lebendiger Esel mehr zu fürchten sei als ein todter Löwe, so sei die jetzige Regierung den Freiheiten Irlands gefährlicher als ihre Vorgängerin, und seine Partei sei entschlossen, jene im Unterhause so lange zu bekämpfen und zu hegen, bis sie zu der Erkenntniß käme, daß es kostspieliger und mühevoller sei, Irland zu behalten als es seiner Wege gehen zu lassen. Bei einer andern Volksversammlung behauptete das irische Parlamentsmitglied Redmond, Irland schulde Gladstone keinerlei Dank. Wieder bei einer andern wollte Kylett, der Candidat der League, die Gutsbesitzer „den Verhungern preisgegeben“ wissen, und bezeichnete den Minister Harcourt als den „ehrlösesten Hallunken und den gewissenlosesten Lügner und Verklämder im Cabinet.“ Sogar Weiber lassen sich in diesem Stile vernehmen, und Fräulein Anna Parnell forderte die irischen Wähler Glasgows auf, „diesen elenden, heuchlerischen, blutdürstigen Taugenichts William Gladstone, der, um seiner Eitelkeit zu fröhnen, irische Bauernfrauen hingeschlachtet,“ der Macht zu berauben. Mittlerweile geht der Feldzug gegen das Pachtzahlen in Irland immer fort, und das Schreckensregiment, das Menschen und Thiere tödtet, verstümmelt oder mißhandelt, macht da, wo kein Militär steht, keine Pause, ja es hat im Niederbrennen stehender Ernten eine neue Form des Vorgehens gegen die Landbesitzer erfunden.

In dieser Weise hat Irland die „Friedensbotschaft“ Gladstones aufgenommen. Allerdings ist es die Minorität, welche diese Antwort giebt. Aber warum erhebt die Majorität nicht ihre Stimme im entgegengesetzten Sinne, überhäubt das Toben der Gegenpartei und sichert so dem Lande die Wohlthaten, auf welche die Thronrede so emphatisch hinweist? Wir wissen es nicht, weisagen aber aus diesem Schweigen üble Folgen: die Intransigenten werden das Feld behalten, die Landacte wird ihren Zweck nicht erfüllen, sie wird verlorne Liebesmühe sein. Es steht traurig auch um diese Leistung des liberalen Ministeriums.

